

HEYNE <

Zum Buch

Iris Kastelein ist schockiert: Ihr Bruder Ray soll zwei Menschen brutal ermordet haben. Dabe kann er in ihren Augen keiner Fliege etwas zuleide tun. Doch nachdem ihr die eigene Mutter die Existenz des Bruders ihr Leben lang verschwiegen hat, wem soll sie da überhaupt noch vertrauen? Die junge Frau bekommt zu spüren, dass Familiengeheimnisse tödlich sein können. Auch für sie.

»Ein mitreißendes und bewegendes Buch. Von Anfang bis Ende intelligent geschrieben, atmosphärisch und spannend. *Blutige Asche* hat alles.«

www.crimezone.nl

»Ein Thriller, der einen von den Seiten geradezu anspringt.«

Algemeen Dagblad

»Eine faszinierende Geschichte.«

De Telegraaf

»Von der ersten Seite hält einen diese Geschichte fest und lässt einen bis zum Schluss nicht mehr los.«

Boek Magazine

Zum Autor

Marion Pauw, 1973 in Tasmanien/Australien geboren, wuchs in den Niederlanden auf. Sie ist Schriftstellerin und Kolumnistin und arbeitete als Schlussredakteurin und Konzeptentwicklerin für verschiedene Werbeagenturen, bevor sie für einige Jahre in der Karibik lebte. Marion Pauw wohnt nun in Amsterdam, wo sie an ihrem nächsten Roman arbeitet.

Marion Pauw

BLUTIGE ASCHE

Roman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Burkhardt

Die Originalausgabe DAGLICHT erschien bei Ambo Anthos,
Amsterdam



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2010
Copyright © 2008 by Marion Pauw
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40737-4

www.heyne.de

*Für Gerco und Leonie,
die liebste Familie, die man sich nur wünschen kann*

1

Auch ohne seinen markanten Schnurrbart erkannte ich Peter van Benschop an seinem selbstgefälligen Grinsen. Er saß an einem Fenstertisch und rauchte eine Zigarre.

»Mevrouw Kastelein, schön Sie kennenzulernen.« Er war aufgestanden und sprach dermaßen laut, dass ich mich fragte, ob er schwerhörig war. Erwartungsgemäß fest war auch sein Händedruck.

Er setzte sich wieder. »Stört es Sie, wenn ich rauche?«

Ich sah auf die riesige kubanische Zigarre, die er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. »Zigarre? Ehrlich gesagt, ja.«

Er drückte das Ding bewusst umständlich in dem jungfräulich weißen Porzellanaschenbecher aus. Anschließend sah er mich spöttisch an.

Es war Lodes Idee gewesen, Peter van Benschop zum Lunch zu treffen: »Damit ihr euch besser kennenlernt.« »In unserem Beruf dreht sich alles um persönliche Kontakte«, hatte er drohend hinzugefügt.

»Oh Gott«, hatte ich gesagt – zugegebenermaßen kein besonders überzeugendes Gegenargument. Wahrscheinlich hoffte ich immer noch, dass Lode den Fall jemand anders übertrug.

Aber Lode hatte es für einen brillanten Schachzug gehalten, van Benschop eine Anwältin zuzuweisen. Und Martha Peters, seine Teilhaberin, war »zufälligerweise« zu beschäf-

tigt, obwohl sie sich eigentlich um alles kümmerte, was mit der Familie van Benschop zusammenhing, und ziemlich damit angab.

Peter van Benschop war allerdings etwas weniger vornehm als die restlichen van Benschops. Der einzige Nachkomme, der nicht in der florierenden Schiffswerft der Familie arbeitete, hatte sich für eine zweifelhaftere Karriere entschieden: eine in der Hardcore-Porno-Industrie.

»Peter van Benschop wüsste gern, mit wem er es zu tun hat. Er möchte eine Art Fleischschau vornehmen, wenn du verstehst, was ich meine.« Lode wartete auf meinen pflichtschuldischen Lacher und fuhr dann fort: »Um halb eins im Dickie's, *und zwar pünktlich.*«

Ich bin ein Profi. Zumindest nehme ich mir das jeden Tag vor. Auch wenn ich Männer über vierzig vertreten muss, die mit naiven jungen Frauen widerliche Dinge tun, um sich an ihnen zu bereichern. Ich hängte meine Handtasche über die Stuhllehne, verschränkte die Hände und sagte freundlich: »Meneer van Benschop, was kann ich für Sie tun?«

Ein Kellner kam an unseren Tisch und fragte, was wir trinken wollten. Ich bestellte einen Orangensaft, van Benschop einen doppelten Espresso.

»Ich nehme an, Sie kennen die Akte?«

»Ich habe den Brief des gegnerischen Anwalts gelesen, ja.«

»Und die DVDs?« Wieder dieses Grinsen.

»Die habe ich auch bekommen.«

»Wie gefallen Sie Ihnen?«

»Einigen wir uns darauf, dass das nicht mein Lieblingsgenre ist, aber aus juristischer Sicht durchaus interessant.«

»Sie finden mich widerlich, stimmt's? Sie halten mich für einen widerlichen alten Sack, der Spaß daran hat, Frauen wehzutun.«

»Ist das eine Selbsteinschätzung?«

»Nein, aber Sie sehen mich so.«

Ich überlegte einen Moment. Er hatte Recht. Dennoch lächelte ich und sagte: »So alt sind Sie doch noch gar nicht, oder?«

»Geben Sie's ruhig zu. Es würde mich auch wundern, wenn es anders wäre. Sie finden mich ekelhaft, das Allerletzte. Trotzdem bekomme ich stapelweise Fanpost von Frauen. Von studierten, intelligenten Frauen, wie Sie eine sind.«

Der Kellner brachte unsere Getränke. »Wissen Sie schon, was Sie essen möchten?«

»Ich esse tagsüber nicht«, erwiderte Peter.

»Für mich bitte die Tomatensuppe«, sagte ich.

»Aber ich werde Ihnen ausnahmsweise Gesellschaft leisten. Das Clubsandwich. Und eine Portion Pommes. Mit Ketchup statt Mayonnaise.«

Der Kellner nickte freundlich und machte sich aus dem Staub.

Ich nahm einen Schluck von meinem Orangensaft. »Es gibt viele labile Menschen, auch Frauen. Dass Sie stapelweise Fanpost bekommen, bestätigt das nur.«

Er lachte. »Muss man labil sein, um Sex zu mögen, Iris?«

»Das hier geht weit über Blümchensex hinaus.«

»Haben Sie sich schon mal überlegt, dass manche Frauen auf so etwas stehen?«

»Ein paar *labile* Frauen, vielleicht«, sagte ich.

»Diese Frauen haben doch auch ein Recht auf Spaß?«

Ich musste wider Willen lachen. »Wollen Sie ernsthaft be-

haupten, dass Sie eine Art Wohltäter für Menschen mit Psycho-Problemen sind?«

»Vielleicht.«

»Interessant.«

»Und was ist mit Ihnen? Haben Sie sich schon mal im Bett fesseln lassen?«

Ich erstarrte. »Das wird mir jetzt etwas zu persönlich.«

»Ich muss doch wissen, wer mich hier verteidigt.«

»Wenn Sie mich fragen, brauchen Sie im Moment vor allem eine gute Anwältin – ganz egal, was sie für ein Mensch ist.«

»Ich finde es nur logisch, dass ich Sie kennenlernen will. Ich muss doch wissen, was Sie von Pornos halten. Und ob Sie in der Lage sind, meine Interessen zu vertreten.«

Ich holte tief Luft und machte ein möglichst neutrales Gesicht. »Reden wir lieber über Ihren Fall. Ist Ihnen überhaupt bewusst, dass die Herstellung pornographischen Materials mit einer Minderjährigen in der Hauptrolle strafbar ist? Man nennt es auch Kinderpornographie.«

»In ihrem Ausweis stand, dass sie achtzehn ist. Außerdem hatte sie die Fotze einer Volljährigen, das war nicht zu übersehen.«

Ich wünschte, van Benschop würde nicht so laut reden. »Sie behaupten also, dass sie ihren Ausweis gefälscht hat? Haben Sie eine Kopie davon?«

»Ja.«

»Kann ich die so schnell wie möglich haben?«

»Ich fürchte, das wird schwierig. Die hat mein Kompagnon.«

»Dann soll mir Ihr Kompagnon das Ding vorlegen. Wenn wir beweisen können, dass das Mädchen ...«

»Von wegen ›Mädchen‹! Die junge Frau. Ich bestehe auf der Bezeichnung ›junge Frau‹.«

»Ganz wie Sie wollen.« Ich lächelte, hoffentlich überzeugend. »Wenn wir beweisen können, dass die *junge Frau* Sie mit einem gefälschten Ausweis getäuscht hat, erhöht das Ihre Chancen deutlich, nicht wegen Kinderpornographie verurteilt zu werden. Außerdem wäre das ein Beleg für die Freiwilligkeit der *jungen Frau*.«

»Mein Kompagnon ist verschwunden. Mit den Verträgen und einem Teil meines Geldes.« Van Benschop schlürfte seinen Espresso und lachte. »Doch keine Sorge, es ist noch mehr als genug übrig für die Rechnung, die Sie mir schicken werden. Es reicht sogar für eine hübsche Reise. Schon mal auf den Bahamas gewesen?«

Ich räusperte mich. »Zurück zu dem Fall: Dass Sie nicht in Besitz der Kopie sind, erschwert die Sache. Ich nehme an, das ...« – beinahe hätte ich »Opfer« gesagt, biss mir aber gerade noch rechtzeitig auf die Zunge –, »... das Mäd-, entschuldigen Sie, die *junge Frau*, hat Ihnen per Unterschrift sämtliche Verwertungsrechte übertragen, was ihre ...«, auch hier suchte ich wieder nach den richtigen Worten, »... Tätigkeit betrifft?«

Das Handy in meiner Hosentasche begann zu klingeln. Unter dem Tisch warf ich heimlich einen Blick auf das Display. Ich sah die Nummer, vor der ich mich am allermeisten fürchtete: die Kinderkrippe.

»Sie sollten sofort dorthin fliegen. Auf die Bahamas. Das Meer ist herrlich.«

»Entschuldigen Sie, ich muss kurz drangehen.« Ich stand auf und lief hinaus. »Ja?«

»Ich bin's, Maaïke.« Sie klang hysterisch. Ich wusste ge-

nau, wie sie sich fühlte, aber für Mitgefühl war das der denkbar ungünstigste Zeitpunkt. Nicht jetzt. Sieh zu, wie du klarkommst. Lös das Problem. Lass mich einfach meine Arbeit machen. Bitte!

»Aron ist völlig ausgeflippt. Er hat gemalt, und eine von den Kleinen hat ihm die Stifte weggenommen. Er hat sie brutal gebissen, bis Blut kam. Jetzt haut er mit dem Kopf auf den Boden und will gar nicht mehr aufhören. Petra sagt, du sollst ihn sofort abholen.«

Verhandeln war zwecklos, das hörte ich sofort. Geschweige denn zu sagen: »Ich gebe einen erheblichen Teil meines Nettogehalts dafür aus, dass mein Kind drei Tage die Woche bei euch untergebracht ist. Wieso bekommt ihr das dann nicht geregelt?«

»Jetzt sofort, Iris«, wiederholte sie überflüssigerweise. »Nicht erst in einer halben Stunde. Sofort.«

»Ich schaue, was ich tun kann.«

Ich rief zuerst den Erzeuger an, ohne mir allzu große Hoffnungen zu machen. Von gemeinsamen Bekannten wusste ich, dass er regelmäßig mit Tränen in den Augen sagte, wie selten er seinen Sohn sähe. Aber wie immer ging nur sein Anrufbeantworter dran. Danach versuchte ich es bei meiner Mutter. Die war bei der Pediküre. Sie versprach, Aron bei mir abzuholen, sobald ihre Zehennägel getrocknet wären.

»Kannst du nicht früher kommen? Ich spendier dir eine neue Pediküre. Champagner und Fußmassage inklusive. Bitte?«

»Tut mir leid, Schatz. Das geht im Moment wirklich nicht.«

Das würde ich jetzt auch gern sagen! »Mam, ich sitze hier mit einem Mandanten. Was macht denn das für einen Eindruck, wenn ich jetzt weglaufe?«

»Du kannst nicht erwarten, dass ich sofort alles stehen und liegen lasse. Ich helfe dir gern und regelmäßig, falls du das vergessen haben solltest. Aber für Aron hast du die Verantwortung. Du bist nun mal die Mutter.«

»Das brauchst du mir nicht zu erzählen«, knurrte ich. Peter van Benschop beobachtete mich amüsiert durchs Fenster. Er hob die Hände, als wollte er sagen: Wo bleiben Sie denn? Ich drehte mich um und kehrte ihm den Rücken zu. Gleichzeitig hörte ich, wie mir meine Mutter »Na hör mal!« ins Ohr zischte.

»Tut mir leid.« Ich hasse es, mich bei meiner Mutter zu entschuldigen. Leider kommt das ziemlich oft vor. »Holst du Aron dann gleich nachher bei mir ab? So schnell wie möglich? Bitte!«

»Ich bemühe mich«, sagte sie freundlich.

Anstatt laut zu schreien und einen Pflasterstein durch die Fensterfront des Dickie's zu werfen, um van Benschop aus seiner Überheblichkeit zu reißen, holte ich tief Luft. Ich betrat das Dickie's hoch erhobenen Hauptes und ging zurück an unseren Tisch, wo bereits das Essen wartete.

»Ich habe schon angefangen«, sagte van Benschop. »Es dauerte einfach zu lange.« An seiner Oberlippe klebte ein Stück Avocado.

»Entschuldigen Sie bitte, aber leider muss ich unsere Vereinbarung jetzt beenden. Ich muss weg, ein Notfall.« Ich wusste ganz genau, wie unverschämt es ist, einen Mandanten beim Lunch sitzen zu lassen. Lode würde sehr ungehalten sein.

»Wahrscheinlich Ihr Kind.«

»Ich rufe Sie noch heute Nachmittag wegen eines neuen Termins an. Wie gesagt, es tut mir sehr leid.«

»Eine alleinerziehende Mutter. Das sieht man sofort. Ich

kenne mich aus mit Frauen. Dass Sie gern schwarze Unterwäsche tragen, sehe ich auch. Wahrscheinlich versuchen Sie jeden Abend vor dem Schlafengehen noch ein bisschen zu lesen, schlafen aber über dem Buch ein.«

Ich unterdrückte ein verärgertes Seufzen. »Ich zahle noch schnell, dann bin ich weg.«

Er packte mich am Handgelenk. »Bei mir hat noch keine Frau zahlen müssen. Das kommt auch jetzt nicht infrage.«

»Kanzleipolitik.« Ich riss mich los und zückte meine Kreditkarte. »Ich rufe Sie noch heute Nachmittag an. Entschuldigen Sie vielmals.«

2

Zwischen dem Transport eines Strafgefangenen und dem eines Schweins gibt es so gut wie keinen Unterschied. Beide müssen wohlbehalten ans Ziel kommen, mehr nicht.

Meine Hände steckten in Handschellen. Ich fühlte mich unwohl und unbeholfen. Ich musste mich konzentrieren, mein Gleichgewicht nicht zu verlieren, als ich in den Transporter stieg. Mein Aufseher, ein Typ mit Quadratschädel, gab mir einen Schubs. Nicht wirklich böseartig, aber grob, aus Gleichgültigkeit.

»Beeilung.« Das war das einzige, direkt an mich gerichtete Wort. Ich geriet ins Schwanken, fand mein Gleichgewicht wieder und setzte mich auf die Kunstlederbank.

Demonstratives Gerassel mit dem Schlüsselbund. Das Geräusch von Metall gegen Metall: Die Käfigtür war zu, sie transportierten mich in einem Käfig.

Ich hatte acht Jahre hinter Gittern gesessen und mich an den monotonen Tagesablauf gewöhnt. Aber an die Gitter würde ich mich nie gewöhnen.

Die Scheiben des Transporters waren abgedunkelt. Zum ersten Mal sah ich die Außenwelt wieder, aber nur dunkelgrau verschwommen. Trotzdem freute ich mich auf diese Fahrt. Darauf, Autos vorbeifahren zu sehen, Bäume und Jugendliche auf ihrem Fahrrad bei Gegenwind. Ich hoffte auf einen Zug, der sich direkt neben der Autobahn ein Wettrennen mit uns liefern würde. Auf Autobahnbrücken mit Jungs,

die den vorbeirasenden Fahrzeugen etwas nachriefen. Dinge, die man nicht im Fernsehen sieht, weil sie viel zu normal sind, die mir aber so sehr fehlten, dass ich fast krank war vor Sehnsucht nach der Außenwelt.

Der Transporter setzte sich in Bewegung. Ich wurde vom Strafvollzug Amersfoort in die Hopperklinik nach Haarlem gebracht.

Ich wusste nicht, ob ich mich über meine Verlegung in die Psychiatrie freuen sollte. Zunächst einmal hatte ich viel zu viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken. So wie ich für alles viel zu viel Zeit hatte. Es gab Tage, an denen ich optimistisch war. Weniger Drill. Eine Zelle für mich allein. Ein abwechslungsreicherer Tagesablauf. Ein Schritt mehr in Richtung Freiheit.

Es gab aber auch Tage, an denen ich so wütend und frustriert war, dass ich gar keine Vorteile mehr sehen konnte. Dann wollte ich nur noch nach Hause. Zu meinen Fischen. Ich machte mir ernsthaft Sorgen um meine Fische. Nachts sah ich sie an der Wasseroberfläche treiben. Ein verwesender Haufen aus *Zebrasoma*, *Diodon holocanthus* und *Amphiprion*. Dann schrie ich so lange, bis der ganze Zellenkomplex wach war.

»Das ist wieder dieser Mistkerl.«

»He, du Drecksack, halt die Schnauze!«

»Warte nur, morgen krieg ich dich, du Bastard!«

Aber in Wirklichkeit hatte es noch niemand gewagt, mich anzufassen. Wir waren hier schließlich nicht in Amerika. Die Gefangenen verbrachten ihren Tag damit, Sprüche zu klopfen. Ab und an wurde über Nichtigkeiten gestritten wie über eine verschwundene Schachtel Zigaretten. Bei uns gab es keine Vergewaltigungen und niemandem wurden die Zähne ausgeschlagen, nur damit das mit dem Blasen besser geht.

Man mied mich und zog mich auf. Einmal stahl man mir die Kleider, als ich gerade duschte. Manchmal wurden meine Briefe abgefangen und laut im Aufenthaltsraum vorgelesen. Beinahe täglich spuckte man mir ins Essen. Aber sexuell belästigt wurde ich nicht.

Wenn ich nicht freiwillig aufhörte zu schreien, bekam ich eine Beruhigungstablette. Und am nächsten Tag tat jeder so, als sei alles in bester Ordnung. Obwohl es Monate gab, in denen niemand beim Essen neben mir sitzen wollte. Aber das machte mir nichts aus. Ich wollte einfach nur meine Ruhe haben.

Die A28 und die A1 hatten sich seit 1999 kaum verändert. Ich drückte mir die Nase an der Scheibe platt und versuchte so viele Eindrücke wie möglich aufzunehmen. Die Wolken, obwohl ich die im Gefängnis zur Genüge betrachtet hatte, die Weiden und vor allem das Wasser.

»Du machst die Scheiben schmutzig«, sagte der Aufseher. Er saß neben dem Fahrer auf der Vorderbank und hatte sich halb zu mir umgedreht. »Sitz gerade!«

Ich wollte hinausschauen. Ich hatte nicht vor, mir das auch noch nehmen zu lassen, nach allem, was man mir bereits genommen hatte.

»Gerade sitzen, oder es gibt Ärger!« Der Begleiter wandte sich ab. »Depp.« Er sagte es leise, formte das Wort kaum hörbar mit den Lippen, aber es war mir trotzdem nicht entgangen. Außerdem hatte er überhaupt kein Recht, so etwas zu sagen. Ich hatte mir die Richtlinien angesehen. Wenn man zu viel Zeit hat, macht man so was. Ihnen zufolge müssen die Aufseher darauf achten, dass »das bestehende Stressniveau durch den Transport nicht zusätzlich erhöht wird«.

Andererseits war ich es gewohnt, beschimpft zu werden,

und hatte schon Schlimmeres gehört. So gesehen dürfte das Wort »Depp« mein Stressniveau nicht zusätzlich erhöht haben, der Aufseher verstieß also nicht gegen die Richtlinien. Aber darüber ließ sich bestimmt streiten. Ich könnte einen Beschwerdebrief schreiben, aber ob ich in der Klinik auch noch zu viel Zeit haben würde? Es handelte sich schließlich um eine Zwangsverlegung. Ich würde an Therapien teilnehmen müssen, um langfristig wieder in die Gesellschaft eingliedert zu werden. So stand es zumindest in der Broschüre, die ich einige Wochen vor meiner Verlegung bekommen hatte.

»Weißt du, wer das ist?«, fragte der Fahrer den Aufseher mit einem Kopfnicken in meine Richtung.

Dass es erlaubt war, in meinem Beisein über mich zu reden, konnte ich mir eigentlich nicht vorstellen.

»Es stand groß in allen Zeitungen, vielleicht kannst du dich noch daran erinnern: *Loser* wird von der Nachbarin abgewiesen und flippt ein wenig aus. Zuerst hat er seine Wut an der Nachbarin ausgelassen, danach an ihrer sechsjährigen Tochter. Als er mit dem Niederstechen und Aufschlitzen fertig war, hat er sich in aller Ruhe eine Zigarette angesteckt. Kannst du dir das vorstellen? Es lag Asche auf beiden Leichen, und die Kippe hat er auf dem toten Kind ausgedrückt.«

Der Aufseher drehte sich wieder zu mir um. »Hat dir das Spaß gemacht? Ging dir dabei einer ab?«

Ich presste meine Nase nur noch fester gegen die Scheibe. Neben uns fuhr ein Geländewagen. Ich hatte zwar schon mal einen im Fernsehen gesehen, aber noch nie in echt. 1999 fuhr die Leute noch einen ganz normalen Kombi, wenn sie Platz für Golfsachen, Campingliegen und einen Kinderwagen brauchten. Der modernste Kinderwagen war ein Bugaboo, aber auch den hatte ich noch nie in echt gesehen.

Hinten drin saßen zwei Kinder, sie waren in Sitzen mit Zebaramuster angegurtet. Ein Junge und ein Mädchen, anscheinend Zwillinge, ungefähr drei Jahre alt. Beide hatten blonde Locken, und das Mädchen erinnerte mich an Anna, mein Nachbarskind. Ich schluckte den metallischen Geschmack von Blut herunter.

Der Fahrer sagte laut: »Wir können den Wagen auch einfach in den Kanal fahren und den Mistkerl in seinem Käfig ersaufen lassen.«

»Ein bedauerlicher Unfall!« Der Aufseher drehte sich kurz um, damit ich auch ja alles hörte.

»Und dann rauchen wir seelenruhig eine Fluppe.«

»Du meinst, eine dicke, fette Tüte.«

Ich ließ das kleine Mädchen in dem Geländewagen nicht aus den Augen. Es kam mir vor, als hätten wir Blickkontakt, aber das war wegen der getönten Scheiben unmöglich. Sie hatte die Augen weit aufgerissen und ganz lange Wimpern, wie die einer Puppe. Einer Babypuppe. Augen, die dich unverwandt anstarren und erst zugehen, wenn man die Puppe auf den Rücken legt.

Wir erreichten hohe Mauern, aus denen spitze Eisenstäbe ragten. Ein Tor ging auf, und wir fuhren in eine Schleuse. Eine Sekunde hielten wir in einer nur von einer Neonröhre erhellten Betonkammer. Auf beiden Seiten nahmen uns Kameras ins Visier.

»Lachen, da kommt das Vögelchen raus!«, sagte der Fahrer. Gefeixe. Das Tor ging auf, und wir durften weiterfahren.

Wir kamen zu einem sandfarbenen, hufeisenförmigen Gebäude. Der Transporter hielt vor dem Eingang. Der Aufseher stieg aus und klapperte mit seinem Schlüsselbund, bis er den

richtigen Schlüssel gefunden hatte. Der Käfig wurde geöffnet.

»Aussteigen.«

Mühsam richtete ich mich auf. Die Handschellen saßen eng, und meine Hände kribbelten. Ich fiel fast aus dem Wagen. Der Aufseher fing mich auf, ließ mich aber so schnell wie möglich wieder los. So wie ein Müllmann Müll anfasst. Bloß weg mit dem Dreck.

Er scheuchte mich vor sich her, eine Treppe hoch. Ich hatte Bauchschmerzen, und mir war schlecht. Furchtbar schlecht.

Elektronische Türen glitten zur Seite. Wir betraten einen kleinen Vorraum mit einer Rezeption. Dahinter saß eine Frau, ihre Haare hatten die Farbe von Maraschino-Kirschen. Sie warf uns einen flüchtigen Blick zu und telefonierte ungerührt weiter. Mit wem sprach sie? Ging es um mich?

Ein Aufseher kam uns entgegen und begann wortlos, mich zu durchsuchen. Er tastete mich mit seinen großen Händen von oben bis unten ab. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. Mich nicht wirklich berühren zu lassen, obwohl seine Hände über meinen Schritt und die Innenseite meiner Oberschenkel glitten. Danach wurde ich durch eine Sicherheitsschleuse gelotst.

Dahinter wartete ein Mann im roten T-Shirt auf mich. »Herzlich willkommen, Ray«, sagte er. »Ich bin Mohammed de Vries, Soziotherapeut der Aufnahmestation. Auf dieser Station wirst du zunächst bleiben. Du darfst mich Mo nennen.«

»Mo«, wiederholte ich. Ich kannte diese jovialen Typen, die vorgeben, dein Freund zu sein und dich hinterher einfach fallen lassen.

»Ich bring dich als Erstes zur ärztlichen Untersuchung, zur Alkohol- und Drogenkontrolle. Danach kommst du auf deine Station.«

»Dürfen die Handschellen runter?«, fragte ich.

»Noch nicht.«

»Warum nicht?«

Niemand beantwortete meine Frage.

»Warum nicht?«, fragte ich erneut.

»Unterschreiben Sie bitte, dass Sie ihn in Empfang genommen haben?« Mein Aufseher hielt dem Mann, den ich Mo nennen durfte, ein Klemmbrett mit einem Blatt Papier unter die Nase. Mo setzte seinen Namen darauf. »Sieht ganz so aus, als würde ich eine Kuriersendung bekommen, was, Ray?« Er zwinkerte mir zu.

»Auf Wiedersehen.« Der Aufseher lief durch die Schiebetüren wieder nach draußen.

»Kommst du kurz mit?«, bat mich Mo.

Als ob ich eine Wahl hätte.

3

Ein Kind ist eine emotionale Bereicherung. Da ist durchaus was dran. Seit ich Aron hatte, überfiel mich häufig ein Gefühl völliger Machtlosigkeit. Das führte dazu, dass ich ausgiebig fluchte – natürlich nie, wenn er dabei war, das wäre ja noch schöner. Und auch ans Jammern hatte ich mich gewöhnt. Unterm Strich konnte ich nicht gerade sagen, dass mich das Muttersein zu einem netteren Menschen gemacht hatte.

Auf dem Weg zu Krippe jammerte und fluchte ich abwechselnd. Es war schon das dritte Mal in diesem Monat, dass ich Aron vorzeitig abholen musste, weil er sich danebenbenommen hatte. Von drei weiteren Vorfällen ganz zu schweigen, aber da hatte meine Mutter einspringen können.

Ich musste an Arons Erzeuger denken. Der brauchte sich nur alle zwei Wochen einmal um ihn kümmern. Und in der Zwischenzeit ging er nicht mal ans Telefon. Obwohl er sich wahnsinnig großzügig fand. Er hatte das Kind immerhin anerkannt und zahlte 250 Euro Alimente im Monat. Eine Art Schmerzensgeld. Wir waren beide zu gleichen Teilen für Arons Existenz verantwortlich. Nur, dass sich mein Leben völlig verändert hatte, während er weitermachen konnte wie bisher.

Ohne Aron hätte ich mir viel Ärger erspart. Aber ich war schon in der vierzehnten Woche, als ich merkte, dass ich schwanger war. Das hat man nun davon, wenn man sechzig Stunden die Woche arbeitet – schwupps, bleibt die Regel aus. Eine Akte nach der anderen, Besprechungen, Protokolle, Ver-

teidigungen vor Gericht. Ein Fall folgt dem nächsten, bis man gar nicht mehr weiß, was man eigentlich macht. Aber man macht es, und das sogar noch erstaunlich gut.

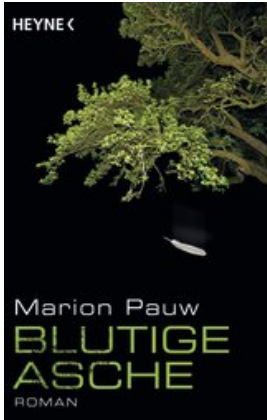
Ich ging zum Ultraschall. Auf dem Bildschirm sah ich zappelnde Ärmchen und Beinchen. Ein kleines, klopfendes Herz. Ein echtes Baby. Wie hätte ich das wegmachen lassen können?

Der Erzeuger war von der Aussicht, Vater zu werden, alles andere als begeistert. Ja, er machte mir sogar Vorwürfe. Das Kind könne unmöglich von ihm sein, ich vögelte anscheinend wild in der Gegend rum. Ob ich nicht abtreiben wollte? Er bot sogar an, dafür zu zahlen, obwohl Abtreibungen in den Niederlanden kostenfrei sind. Und als ob das irgendetwas damit zu tun gehabt hätte, endete sein Plädoyer mit der Beschuldigung, dass er noch nie so schlechten Sex gehabt hätte.

Da kann man seine Karriere, seine schlanke Taille, ja sein ganzes Leben abschreiben und bekommt so was zu hören. Ich wollte die Bemerkung gar nicht an mich heranlassen, weil sie so kindisch war. Aber natürlich traf sie mich. Deshalb sagte ich: »Ich hab wirklich keine Lust auf so was. Sieh zu, wo du bleibst, Arschloch.«

Damals besaß ich noch so etwas wie einen Überlebenstrieb. Ich war allein, aber ich war auch jung, stark und intelligent. Ich würde das Kind schon schaukeln, eine Vorzeigefrau mit einem Vorzeigekind, Mutter und Vater, Betreuerin und Ernährerin in einem sein. Ich war stolz auf meinen immer dicker werdenden Bauch. Ich weinte vor Glück, als ich Aron das erste Mal im Arm hielt. Wenige Tage später weinte ich vor Verzweiflung, weil ich es immer noch nicht geschafft hatte, länger als zwei Stunden am Stück zu schlafen.

Einen Monat nach der Geburt kam ein Brief. In gekränktem



Marion Pauw

Blutige Asche

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40737-4

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2010

Wenn Familiengeheimnisse tödlich sind

Wem soll man vertrauen? Beweisen oder seiner Intuition? Darüber hat die Bestsellerautorin einen subtil-spannenden Roman um unsägliche Schuld und verletzte Unschuld geschrieben, der bis zur letzten Seite mit dem Leser spielt. Ray – ein Monster? Der junge Mann soll immer wieder auf seine Nachbarin und deren Tochter eingestochen haben. Alles war voll Blut. Iris arbeitet als Rechtsanwältin in Amsterdam. Die Alleinerziehende ist entsetzt, als sie herausfindet, dass die Mutter ihr einen Bruder verschwiegen hat. Er ist ein Mörder. Als sie Ray im Knast besucht, steht für sie fest: Ihr Bruder ist kein Monster. Doch alles spricht gegen ihn.

 [Der Titel im Katalog](#)